

DIE LITERARISCHE WELT

NR. 35
4. JAHR-
GANG

HERAUSGEBER WILLY HAAS
Die Literarische Welt Verlags-Ges. m. b. H., Berlin W 55, Potsdamer Str. 123 B, Postcheckkonto Berlin 50 833. Erscheint jeden Freitag. Preise in Deutschland die Nummer RM 0,50, vierteljährlich RM 1,50 ohne Bestellgeld; für Österreich: S 0,50 die Nummer, S 1,50 vierteljährlich, aussch. Bestellgeld. Preise freibleibend. Bezug durch jede Buchhandlung, Postanstalt od. direkt durch den Verlag.

BERLIN
FREITAG, 31. AUGUST
1928

Anzeigenpreise in Reichsmark:
1/4 S. 800 RM, 1/2 S. 425 RM, 1/4 S. 225 RM, 1/4 S. 125 RM,
1/8 S. 75 RM. Die 4 gesp. Millimeter-Zelle 0,80 RM. Keine Ver-
bindlichkeit für die Aufnahme in bestimmter Nummer. Anzeigen-
vermittlung nur durch Die Literarische Welt Verlags-
Ges. m. b. H., Berlin W 55, Potsdamer Str. 123 B.

PREIS
30
PFENNIG

AN DIE DEUTSCHEN VERLEGER!

Jetzt ist es Zeit, mit der Produktion einzusetzen! Verlaßt euch nicht auf das Weihnachtsgeschäft!

Verleger, verstopft nicht wieder den Weihnachtsmarkt so fürchterlich wie in den letzten Jahren! Es wird von Jahr zu Jahr schlimmer. Wir prophezeien, wenn es so weitergeht, einmal eine richtige Weihnachtskrise. Und das wäre das Allerschlimmste — denn wie viele mittlere und kleine Verleger ruhen nicht mit ihrer ganzen Existenz auf diesem Weihnachtsgeschäft!

Wir empfehlen allen größeren Verlagen, die in der beginnenden Saison mit einer mehr oder weniger umfangreichen Produktion einsetzen wollen, jetzt mit Volldampf zu arbeiten, und im Oktober, spätestens in der ersten Hälfte des November, alles das herauszubringen, was nicht eindeutig als Weihnachtsgeschäft charakterisiert ist. Schon im vorigen Jahr ist einfach alles in der Weihnachtshochflut ertrunken. Keine literarische Schriftleitung, auch nicht die der „L. W.“, die sich doch jede Weihnachten ganz auf Buchkritik und Buchkaufberatung umstellt, war imstande, mitzukommen. Wer die Stapel von Rezensionsexemplaren in unserer Redaktion erblickte, schüttelte ungläubig den Kopf.

Wir sprechen nicht pro domo. Das wäre lächerlich. Wir führen uns nur als Beispiel an. Kann es dem Verleger gleichgültig sein, wenn keine Zeitschrift, keine Zeitung, nicht einmal ein Fachblatt wie wir imstande ist, auch nur das Bemerkenswerteste so rechtzeitig zu würdigen, daß der Weihnachtseinkäufer noch beraten wird?

Aber es ist nicht nur das. Wer unsere Redaktionsbücherschranke kurz vor Weihnachten revidierte, dem mußte sich ohne weiteres, auch wenn er nichts vom Buchhandel verstand, der Gedanke aufdrängen: Das kann sich doch nicht voll entfalten, nicht einmal seinem Publikumswert nach, geschweige denn seinem tiefen und eigentlichen Wert: — da erdrückt doch eins das andere, da nimmt doch eins dem andern die Luft weg! Alles wird in die Weihnachtsproduktion hineingestopft. Selbst Bücher, die kein Mensch von normalem Verstand zu Weihnachten verschenken wird.

Die Situation fordert dringend eine Art Nivellierung des Buchmarktes. Der Umsatz im Oktober und November, aber auch im Januar, Februar, März der vorigen Saison, war, wie Informationen und Stichproben ergeben haben, sehr günstig. Wir haben Ursache anzunehmen, daß in diesen Monaten der Büchermarkt aufnahmefähiger war, als ausgenutzt wurde; während, unserer Meinung nach, der Büchermarkt im Dezember fast um das Doppelte überlastet war

stellen, nicht, um sie zu verschenken, wird durch die Weihnachtsmanie der Verleger systematisch mißbezogen. Er kümmert sich in gewissen Monaten überhaupt nicht mehr um seinen Buchhändler, betritt überhaupt nicht mehr seine Stammbuchhandlung, weil er aus Erfahrung weiß, daß es da nichts Interessantes gibt. Wenn z. B. das Sommergeschäft von Jahr zu Jahr schlechter wird und in diesem Jahr besonders schlecht war, so sind zum großen Teil die Verleger selbst daran schuld. Wie in diesem Jahr der Sommermarkt ausgesehen hat, das ist schon ein wenig skandalös. Man denke an den Sommerbüchermarkt etwa in Frankreich. Wir haben darüber in der „L. W.“ zureichende Informationen gebracht.

Denkt einmal darüber nach, deutsche Verleger. Ihr seid im Begriff, euren besseren Käufertypus preiszugeben — mindestens für fünf oder sechs Monate im Jahr. Ihr kalkuliert ganz auf den schlechteren, unzuverlässigeren, untreueren Käufer: den, der Bücher „verschenkt“ — und das ist immer der, der eigentlich eben- und ebensogern ein Silberbesteck oder ein Paar Seidenstrümpfe oder einen Lederkoffer verschenken würde wie ein Buch. Auf den konzentriert ihr eure Kalkulation. Euren treuen Stammgast aber gebt ihr auf. Ist das die berühmte große und alte Tradition des deutschen Buchhandels?

Nochmals: was eindeutig ein „Weihnachtsgeschäft“, ein „Weihnachtsgeschenk“ ist, das mögt ihr immerhin im Dezember herausbringen. Aber nichts mehr. Seid streng in eurer Auswahl. Alles andere muß im Oktober, im Anfang des November, Ende Januar, im Februar, im März oder April erscheinen. Und kümmert euch auch, jetzt schon, etwas mehr um den nächsten Sommer. Das Sommergeschäft muß systematisch organisiert, systematisch gehoben, systematisch geheilt werden. Es wird gewiß weniger im Sommer gelesen als im Winter. Aber mehr, als ihr vielleicht glaubt. Es kommt nur auf euch an.

Ganz allgemein gesprochen: die stoßweise Überlastung des Büchermarktes muß allmählich aufhören. Der Büchermarkt muß ausbalanciert werden. Natürlich, es gibt „bessere“ und „schlechtere“ Monate. Und der Dezember ist der beste. Wer wollte das bezweifeln? Aber ihr übertreibt die guten und die schlechten Chancen. Ihr macht dadurch die schlechten noch schlechter, und die guten keineswegs besser.

Ich denke an mich — einen typischen „guten“ Bücherkäufer, an dem jeder Verleger seine Freude hätte haben können, solange ich noch nicht Herausgeber der „L. W.“ war. Ich habe oft und gern auf

Aus dem Inhalt:

Seite 1: In memoriam Leos Janáček von Max Brod

Seite 3: Allerhand Neues und Altes, was Sie noch nicht wissen Das alte Café des Westens von Ernst Blaß

Seite 5: Buchchronik der Woche / Aphorismen aus dem Nachlaß von Moritz Heimann

Raritätenfammlung

VON

Stefan Groppmann

JUSTIZKRITIKER SIND NOTIG!

Neustrelitz, Hauptstadt von Mecklenburg-Strelitz, hat nicht nur ein Hoftheater, jetzt Landestheater genannt, es beherbergt, selbstverständlich, auch fünf oder sechs Theaterkritiker. Es gibt Deutschnationale, Sozialisten, Demokraten, Volksparteiler und Kommunisten im Hauptstädchen, und so muß es, versteht sich, auch deutschnationale, bürgerliche, sozialistische und kommunistische Zeitungen in Neustrelitz geben. Jedes Blättchen hat, selbstverständlich, seinen Kerr oder sein Kerrchen. Aber wenn ein Kulturforscher die vergangenen Jahrgänge dieser Zeitungen durchblättern wollte, um das Referat über die erschütterndste Tragödie, die in Neustrelitz aufgeführt wurde, nämlich über das polnisch-mecklenburgische Trauerspiel „Jakubowski“ zu suchen, so würde er in den fünf oder sechs Monitoren kaum einen halbwegs orientierenden Bericht geschweige denn eine Kritik finden.

Da haben nun zwei junge Berliner Journalisten, die noch nicht von stumpfer Routine angefressen sind, sondern ihren Beruf mit Enthusiasmus ausüben, Josef Bornstein und Rudolf Olden sich aufgemacht, und den Gerichtsfall des polnischen Landarbeiters Jakubowski in einer Broschüre von siebzig Seiten dargestellt, die pitaval-würdig ist. Ohne Pathos zu verschwenden, aber mit einer verhaltenen, nur an einigen Stellen explodierenden Gesinnung haben sie die Tragödie des armen Teufels detailtreu erzählt; ohne den etwas stumpfen, aber grundguten Helden zu verklären, freilich auch ohne die selbstsicheren Justizhandwerker in eine höhere Kategorie beiseiter Richter hinaufzulügen. Die Broschüre, im Tagebuch-Verlag, Berlin, erschienen, sollte allen jungen Zeitungsschreibern durch den Reichsverband der

Presse eingehändig werden als vorbildliche Berichterstattearbeit, so sachlich wie unbeirrt, so schneidend logisch wie klar disponiert. Kein einziges Mal sprechen die Verfasser im selbstgefälligen Ich-Ton der Kritiker oder gar im majestätischen Presse-Plural, sie lassen sich hinter der Sache vollkommen verschwinden, und eben deshalb dröhnt ihre Stimme in die Ohren und in die Gewissen.

Hier ist nicht der Platz über die Justiztragödie Jakubowski zu reden, aber die Rarität dieser vorbildlichen Streitschrift verdient es, in den Wochenberichten der „Literarischen Welt“ verzeichnet zu werden. Dazu darf die Frage aufgeworfen werden: Über wieviel Justizkritiker von der Clairvoyance und Kühnheit dieser Beiden verfügt die deutsche Presse? Wir haben Theaterkritiker zum Schweinefüttern, sicher machen sich drei- oder viertausend Zeitungs-Lessings dreimal in der Woche patzig. Aber schon der eine Sling scheint unersetzbar. Herr Verneul und Herr Friedmann-Friedrichs werden von Graudenz bis Lindau beguckt und bewertet, getadelt und klassifiziert. Aber weder in Dresden noch in Bremen, weder in Chemnitz noch in München gibt es einen einzigen Justizkritiker, der die heimischen Tragödien und -rosen vor den Land- und Schwurgerichten aufmerksam verfolgt und klar und mutig darzustellen vermag. Warum dieser dumme Zulauf ins Theaterparkett? Dickens war Gerichtsberichterstatte, Anton Tschechow war es, ich würde dieses fast heilige Amt mit Freude ausüben, wenn meine Maschine nicht beschädigt wäre.

Deutschland könnte auf zweitausend Theaterschwätzer verzichten, aber es braucht dringend zweihundert Justizkritiker von der Stärke und Kühnheit dieser Beiden, Olden und Bornstein!

In memoriam Leos Janáček

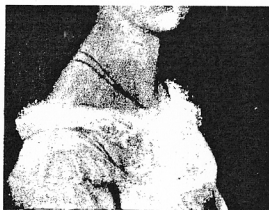
Als ich ihn zuletzt in Brünn besuchte,



Aufsätze in einer Sprache verfaßt, die nach der Meinung des Herausgebers nur Hunde verstehen können. Die Eigentümerinnen schöner Hunde lesen täglich ihren Lieblingen die Zeitung vor und sind überzeugt, daß die Aufsätze mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt werden.

Der Liebhaber von Zeitungsraritäten kann übrigens im Zeitungskatalog von New York viel Interessantes finden. So gibt es z. B. eine „Zeitschrift der Mückenfreunde“, eine „Zeitung für die schnearchende Menschheit“, eine „Zeitung der Menschenfeinde“, eine „Zeitung für diejenigen, welche den Regenschirm hassen“, eine „Zeitschrift der Lahmen“, herausgegeben vom Verband der Schuhfabrikanten usw. Die merkwürdigste Zeitschrift dieser Art wird aber in London gedruckt und trägt den Titel „Zeitschrift zur Bekämpfung des Zylinderhutes“. Sie wurde von einem Engländer gegründet, der sein Lebensziel offenbar in der Bekämpfung dieser Kopfbedeckung sah. Als er starb, vermachte er sein Vermögen seinem Neffen mit der Bedingung, daß er die Zeitschrift weiterführe. Sie erscheint nun regelmäßig einmal im Jahre immer mit gleichem Inhalt und erreicht die Auflage von drei Exemplaren, eins für den glücklichen Besitzer, eins für den Rechtsanwalt, eins für die Bibliothek des Britischen Museums. Sie ist sicher die Zeitschrift mit der kleinsten Auflageziffer.

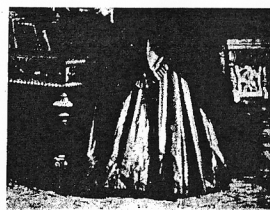
Etwas seltener erscheint die New Yorker Zeitung „Illuminated Constellation“; sie soll nämlich regelmäßig einmal in hundert Jahren erscheinen, bei der jedesmaligen Jahrhundertfeier der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung.



Goethes Ulrike 1821

irgendwo ein hübsches Mädlein allein derwischt hat, da hat er nicht lang zugewartet und ist immer gleich feste ins Zeug gegangen.“

Marie Schäfer aus Nettuk ist wohl informiert. Denn sie war das Kammermädchen der Ulrike von Lewetow und wohnt noch heute im Ausgedinge auf dem alten Schloß Ulrikes, Trschbilitz in Böhmen. Das Schloß ist Eigentum der Stadt Brüx, aber jetzt verwahrlost und im Zustand des Verfalls. Der ehemals herrliche Park ist zerschnitten und an verschiedene Eigentümer aufgeteilt. Eine tschechische Bürgerschule hat die Räume beschlagnahmt, in welchen noch bis 1899 Ulrike wohnte, Goethes letzte Geliebte, die Muse der „Marienbader Elegie“, dieses leidenschaftlichen und intimsten Tagebuchs innerer Zustände. Die „lieblichste der lieblichen Gestalten“ starb 1899 als greises Stiftdräulein in diesem Hause, und außer einer Gedenktafel, ein paar alten Kupfern von Marienbad, ein paar Hunde-



Ulrike 1876

zieht Ulriken sozusagen auf, nennt sie sein „liebes Töchterchen“ mit dem Hintergedanken, die Beziehung allmählich in andere Bahnen zu lenken. Erst nach und nach beginnt Ulrike, die aus dem Pensionat in Straßburg kommt, sich für Mineralien gar nicht interessiert und bisher nur Voltaire gelesen hat, zu merken, welche Bedeutung dem alten Herrn zukommt, der sich so sehr um sie bemüht und der, wenn er ihre Stimme in der Brunnenallee von ferne hört, ihr sofort nachläuft. Daheim in Weimar hat die Exzellenz einen schweren Stand. Die Familie schlägt Krach ob der verspäteten Heiratspläne. Die Schwiegertochter, die eine siebzehnjährige Stiefmutter nicht über sich ergehen lassen will, verfällt in Schreikrämpfe. Endlich sieht der Greis die Hoffnungslosigkeit seines Unterfangens ein. Er unterwirft sich dem unabwendbaren Verzicht, und in der „Marienbader Elegie“, auf der Heimfahrt in der Postkutsche konzipiert,

unter 'auf deinem Billard. Wenn du dich langweilst, legst du zuweilen Patience. So wurdest du sechsundneunzig Jahre alt, umgeben von deiner Hundemeute, welche dir die Freier und die neugierigen Reporter vom Leibe hielt. Hier im Garten unter schönen Steinen liegen sie alle begraben: Pinschilini, Trim, Nordon, Feldmann, Minkas, Sylva I und Sylva II. Ihnen brachtest du viel Liebe, Sorgfalt und Sentimentalität entgegen. Nein, eine Liebschaft war es nicht. 1899, als du starbst, gab es nur dich, aber keinen Goethe und schon fast keinen Großherzog mehr. Heute gibt es nur noch die tschechische Bürgerschule und die alte Marie Schäfer, die sich ihr Bett täglich mit einer von deinen Händen bestickten Decke drapiert. Adieu Ulrike!

Johannes URZIDIL

Wieviel verdient Edgar Wallace?

Der furchtbar fruchtbare Verfasser von Kriminalgeschichten und Bühnenreißern, Edgar Wallace, wird in den englischen Witzblättern ständig „durch den Kakao gezogen“. Kaum ein „Punch“ ohne einen neuen Wallace-Witz. Als der Vielgelesene nach Berlin fuhr, hieß es: Wie lange bleibt wohl Wallace fort? Antwort: Na, so 2-3 Romane oder 1-2 Dramen lang. Oder der Buchhändler, der den Kunden bittet, zu warten, der Nachmittags-Wallace sei schon unterwegs. Die Scherze, die die kaninchenartige literarische Fruchtbarkeit verspotten, schaffen natürlich noch mehr Leser heran. In den Salons des Westend von London ist die Frage, wieviel Wallace

(3)

Das alte Café des Westens

Von Ernst Blaf

Zu der endgültigen Schließung des berühmten Literaturcafés, das übrigens schon seit Jahren nicht mehr von Schriftstellern und Künstlern besucht wurde.

Wo saß ich damals? Wo sitze ich heute? Zeit ist vergangen, was für Zeit! Sachen werden gedruckt, die mit meinem Namen unterschrieben sind, und was ich hier beginne, ist ein Artikel von mir über das ehemalige Café des Westens, das an der Ecke des Kurfürstendamms und der



Oskar Kokoschka

Joachimsthalerstraße lag. Die Ecke steht noch, das Café wurde geschlossen. Es war seit Jahren nicht mehr das alte Café. Demnächst wird man dort wieder ein neues Café eröffnen, das auch nicht wieder das alte sein wird. Wie gesagt, die Sache ist vergangen.

Vergangen — ja, aber nicht abgeschlossen. Wenn ich zurückdenke, kann ich es rekonstruieren? Schwerlich. Neunzehnhundertzehn — was ist das? Ich

schrrieb dies und jenes und wurde damit der Dichter Soundso. Dabei hatte ich es gar nicht so öffentlich gemeint. Ich studierte Jura. Neunzehnhundertzehn — das war die Zeit vor dem Kriege. Ja, an jener Ecke, wie gesagt. Das war die Zeit der Jugend, des Anfangs: Das Genie bricht sich Bahn und so. Oder wenigstens: Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg.

Und war ich selbst etwas anderes als eine Ecke, an der dies und jenes vorbeikam? Wahrscheinlich, aber es ist mir nicht immer gegenwärtig. Allzu gepetscht gingen die Sonnenperle der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen dahin — und es waren auch vielleicht keine Sonnenperle.

Wie kann man wissen, was dort und damals wirklich war? Es ist verschwommen, hinabgeschwommen. Die Gesichter beglücken nicht mehr und schmerzen kaum noch. Achtzehn Jahre nachher. In der Herrenmode kam der Cut away auf. Die schicken Damen trugen angesteckte Locken. Die Kokotten waren pompös, mit ihren Riesenhüten. In meinem Zimmer, bei den Eltern, war der Kachelofen wieder zu wenig geheizt.

Schön. Ich weiß noch das Café im übermächtigen Berlin. Den gasigen Schlaf des Lichtes. Und es waren viel Leute darin, mit entschiedenen Gesichtern. Zeitungen und Kellner — ganz wie sichs gehört. Was man verzehrte, schmeckte etwas rauchig. Und auch damals haben wir viel unter Langeweile gelitten. Sogenannte „Nutten“ gab es noch nicht.

Was hatte man damals erlebt, als man noch so jung war, so eingesperrt und eingebettet ins Jungsein? Sicher sehr wenig, aber dies Wenige sehr gut.

Das Café lag im Dunkel für mich, und ich selbst lag im Dunkel. Es war noch nichts zu unterscheiden. Daß ich mich für Literatur, auch für moderne interessierte, stand fest. Ich las Zeitschriften, wußte, was los war. Ein Jahr vorm, in meinem zweiten Semester, hatte ich in der Freiburger akademischen Lesehalle einen Aufsatz von Alfred Kerr gelesen, sehr bewegt und ergriffen; es war das Gespräch mit Lessings Geist

über das Brahmsche Theater. Auch Gedichte hatte ich gemacht, habe sie aber wieder verloren, es wird kaum ein Verlust sein.

Eines Tages lernte ich Menschen kennen, Studenten besonders, der Vorsitzende war Doktor. Heinrich Eduard Jacob hatte zu mir gesagt — ich kannte ihn schon als Pennäler, aber jetzt hatte er gerade eine Erzählung im „Welt-Spiegel“ veröffentlicht — Jacob sagte: „Gehen Sie doch mal ins Nollendorf-Kasino in den neuen Klub.“ Ich ging und fand dort einige Fremde vor, Jacob war nicht da. Ich sagte meinen Namen, und es wurde mir ein Stuhl angeboten. Bald kam der Vorsitzende, Dr. Kurt Hiller. Ich wurde sehr höflich behandelt, fühlte mich angeregt und recht verlegen. Ich hörte Gespräche, Aufsätze, Gedichte. Ein neueres Mitglied las ein Gedicht über „Berlin“ vor. Hiller lobte das Gedicht sehr. Der Vorlesende war ein großer blonder Mensch. Er hieß Georg Heym.

Die Klubmitglieder verkehrten im Café des Westens, das von den Spießern Café Größenwahn genannt wurde. Ich kam nun auch dahin, saß mit den anderen zusammen, wurde von Dr. Hiller zur Mitgliedschaft aufgefordert. Ich nahm sehr erfreut an, obwohl ich mich sehr jung und sehr unsicher fühlte und die anderen als älter, urteilsfähiger und philosophisch fundierter empfand, vielleicht weil sie es waren, vielleicht weil sie allerhand Behauptungen aufstellten.

Wie ich zu mir selbst kam, weiß ich kaum. Man machte mir Mut, ließ mich Gedichte machen, Kritiken schreiben. Ich begann zu rollen. Man fragte: „Haben Sie in der letzten Woche etwas Neues geschrieben?“ Es waren dann blaßsche Gedichte, erst spielend und imitatorisch, dann aber gefühlter und bewußter. Aber wie ich dazu kam, davon habe ich so wenig Ahnung wie der Baron im „Nachtasyl“. Es vollzog sich, ich machte das ängstlich und auf gutes Glück.

Es wurde in mir und um mich etwas heller, und ich erkannte besser, was mich umgab. Das war das Café meiner Schmer-



René Schickele

zen und Ahnungen, meiner Menschenscheu und meiner Ruhmsucht, meiner Freunde und Verächter, später auch meiner ersten Leidenschaft. Und was ich da unter Schmerzen mitmachte, war literarische Bewegung, Kampf gegen den enormen Spieß von damals, der fast ebenso schlimm war wie der bestialische Snob von heute. Ja, es war schon ein seelenvoller Kampf gegen die Erlebnislosigkeit, gegen die Stumpfheit, Trägheit, Gemeinheit der Philisterwelt. Im Café, da war noch die Seele etwas wert. Ja, es war eine Erziehung zum Künstler in dieser Institution, an die ich wie an eine herbe Schule zurückdenke, nicht ohne ein Gefühl des Stolzes, sie durchgemacht zu haben.

Es war ein Zufluchtsort und ein unparlamentarisches Parlament. Auch der Furchtsame, Schweigsame lernte das Reden und den Ausdruck. Man lernte sich auf das zu besinnen, was einem wirklich am Herzen lag. Es war eine Erziehung zur Gefühlswahrheit.

Ich will nun von den Gefühlen, gedanklichen Stimmungen, Menschen etwas sagen.

Pfund wöchentlich verdienen... abgeschlossen und sich von Generation zu Generation vererbt. Die Mitgift einer adligen Tochter galt als besonders hoch, wenn sie aus einigen Büchern bestand.

An den Universitäten zu Paris und Bologna war es ein großer materieller Verdienst, Bücher abzuschreiben, aber selbst die reichsten Studenten mußten sich begnügen, nur fachwissenschaftliche Bücher zu kaufen, und konnten wegen der hohen Preise kaum daran denken, auch andere Bücher zu erwerben. Der Preis schwankte zwischen 20 und 80 bolognesischen Pfund. Meist borgte man sich die wissenschaftlichen Bücher nur aus, die

unzweifelhaft nicht den weitesten Horizont, aber wir waren Künstler, die auch heute noch Bejahenswertes anstreben und schufen; was wir machten, hat sich dann zum wilden Bildersturm des Expressionismus ausgewachsen, dessen Vorbereiter gewesen zu sein man später nicht wird zum Vorwurf machen können. Und wenn wir heute innerlich viel dezentralisierter geworden sind, so wird man außer dem gar nicht hoch genug zu veranschlagenden Gesamtschicksal der Jahre vor allem einen Umstand berücksichtigen müssen, von dem gleich die Rede sein soll.

Wir waren ausgesprochen in der Opposition. Es gab getrennte Lager. Es gab Feinde und Widerstände. Man konnte sich damals den Luxus leisten, den Spieß zu verachten, nicht nur mit der Faust in der Tasche; man konnte ihn schneiden. Man konnte sich ganz antikapitalistisch und akapitalistisch separieren. Man dachte nicht an Karrieren und Einnahmen. Man freute sich über Anerkennungen, ohne arrivieren zu wollen. Das war schon eine andere Atmosphäre. Heute ist vieles durchgesetzt, wenn auch falsch und schlecht durchgesetzt: Van Gogh ist ein großer Klassiker, wer Freud oder Kerr, Heinrich Mann oder Wedekind ist, weiß die Welt, wenn sie es vermutlich auch nicht richtig weiß, aber das hat sie auch sonst bei Berühmtheiten nie gewußt. Seit langem schreiben fast alle in Zeitungen, erscheinen in beliebigen Verlagen: als einzige Ausnahmen fallen mir Stefan George und Karl Kraus ein, die auch zu den Meistern und Vorbildern gehörten. Der introvertierte Geist, der uns beherrscht, ließ sich nicht in einer derart dezentralisierenden Zeit halten. Wir wurden schließlich doch mehr oder weniger dem Erfolg oder Mißerfolg ausgeliefert. Wer weiß, ob da nicht auch wieder eine Geschichtsphilosophie dahintersteckt — nie ohne dieses — oder eine Soziologie: auf jeden Fall ist es fast unmöglich geworden, anders als gelegentlich zentral und gesammelt zu sein, ein Zustand, der der Kunst schadet und keinem nützt. Geld ist genug da, um Künstlerisches zu schützen und zu stützen, aber der Geschmack ist zersetzt. Es ist eine schauerhafte Verspießigung und Versportlichung eingetreten. Jeder ästhetisierende Sportfreund hält die Zeiten Pindars für wiedergekehrt; jeder gemeine Philister glaubt ein Römerherz zu besitzen. Für Wesentliches der Kunst oder Humanität ist kein Geld und keine Propaganda zu beschaffen — und alles dies noch aus Weltanschauung und „tieferen“ Zusammenhängen.

Der Exkurs sei mir verziehen: ich mußte daran denken, wenn ich an die Damaligen dachte. Das Café hatte ja nichts Spetunkenhaft-Anarchistisches: es war ein Treffpunkt unspießiger Menschen. Es gab damals Zeitschriften mit speziellerem Humus: der „Sturm“ von Herwarth Walden, die „Aktion“ von Franz Pfemfert, der „Pan“ von Wilhelm Herzog. Dort erschienen Dinge, die uns angingen

und anregten. Kaffeehaus-Extrakte, in zwangfreien, marktfreien Nächten empfangen. Dort blühte der Mut zum Absseitigen, Inwendigen. Ich denke an Waldens Ausstellungen, Vortragsabende. An das erste, was ich bei ihm von Kokoschka sah, bestürzende Menschenvisionen und buntes Ausdrucks-genie: Kokoschka blieb der malende Genius dieser Generation. Ich denke an frühe Begegnungen mit Pechstein, an die erste Ausstellung der „Neuen Sezession“, wie das aussah und wie wir es erlebten. Ich denke an einen Abend mit den Futuristenführern Boccioni und Marinetti, die französisch und rabiat sprachen; Else Lasker-Schüler hörte eine Weile zu, wies dann auf den bunten Stein eines Ringes und sagte mit rheinischer Färbung „couleur“. Ich denke an ihr Gedicht vom „Tibetteppich“, dies Wunder an Sprache, Liebe, Weiblichkeit. An unsere Vorträge im „neopathetischen Kabarett“. An das „Cabaret Gnu“. An Georg Heyms brausende Gesichte und Klänge, die er, ein junger Zyklop, in Reihen aneinanderfügte. An Briefwechsel und lange Nachspaziergänge mit Hiller. An Hardekopfs luziferische Depressionen, und seinen witzigen Widerwillen. An Schickles holde und mitmenschliche Produktivität. An Rubiners grübelnden Entscheidungswillen. An Carl Einsteins Klugheit. An Leonhard Frank, von dem man noch nicht wußte, daß er Leonhard Frank war. An Dr. Alfred Döblin, der einen kleinen Bart hatte; man konnte nicht ahnen, was Döblin werden würde. An Wilhelm Herzogs aktiv-verstehendes Temperament. An die Feinnervigkeit und das listige Gliederungsvermögen von Rudolf Kurtz. An den besessenen, faszinierenden, apodiktischen Dichter Jacob van Hoddiss, den langsam eine schwere Psychose befiel. Und wieder an Kurt Hiller, den besten Freund, den jemals jemand in seiner Jugend gehabt hat.

Es ist schwer, nicht sentimental zu werden.

Während ich dies aufschreibe, ist mir, als sende ich Grüße hinaus an Bekannte und Unbekannte, an Freunde, Gegner, Verächter. Heut sind sie anders und anderswo. Wo sind sie, wo bin ich selbst? Irgendwo zwischen Bleiernem und Labilem. Manche mögen noch dieselben sein, aber sie schienen anders. Hat man sich damals um Wesentlicheres bemüht? Man hat sich wesentliches bemüht, und vielleicht nur, weil man jung war. Manche haben einen Namen bekommen und eine Rolle, und wer weiß, ob ich der Namenlosen gedenke, die vielleicht die Richtigen waren. Heut und Damals fließen ja zusammen.

Ich sehe mich auf der Treppe zum Simmel-Kolleg dem Studenten Rudolf Kayser ein Gedicht vorlesen; es hieß „Die Kindheit“, erschien bald darauf zu meinem großen Erstaunen in der „Fackel“. Ich erinnere mich der ersten skrupellosen Lyrismen, die mir Wolfenstein zu lesen gab. Ich sah den jungen Leo Matthias, wußte nichts von ihm. Es war alles privater und wesentlicher gemeint, was wir trieben. An die große Öffentlichkeit und ihre Plagen dachten wir nicht.

7.11.1910, größtenteils M. 16.-
elegant gebunden M. 16.-

Ein Buch über das Zusammenleben von Juden und Christen, das erste seiner Art

In 20 Kapiteln werden u. a. das Entstehen der Bibel, der Evangelien u. des Salomo's gelehrt, die Persönlichkeiten der wichtigsten Religionsstifter beschrieben, die Entfaltung des Antisemitismus und des Zionismus erläutert, soziologische u. historische Darstellung der Judenheit gegeben und der Versuch gemacht, einen Weg durch das Leben zu finden

M. W. KAUFMANN · LEIPZIG

(4)

Das alte Café des Westens
(Fortsetzung)

Was lag in der Luft? In der Luft lag vor allem van Gogh, Nietzsche, auch Freud, Wedekind. Gesucht wurde ein postrationaler Dionysos. Van Gogh: Das war der Ausdruck und das Erlebnis, dem Impressionismus und Naturalismus entgegengesetzt als flammende Konzentration, als Jünglingsechtheit, Unmittelbarkeit, Subjektivität; als Exhibition und Halluzination. Das Wort „Expressionismus“ wurde von anderen gebäckt; aber in unseren Kreisen segelte man schon lange in expressionistischen Wellen. Van Gogh: Das war (für uns) der Mut zum eigenen Ausdruck; Nietzsche: der Mut zum eigenen Selbst und eigenen Erlebnis; Freud: Die Tiefe und Problematik des eigenen Selbst; Wedekind: Die zwischenmenschliche Problematik und Explosion (in scharfen Gesichtern). Man sprach von Visionen. Die Visionen waren maßgebend bei Gemälden, die Ahnung und das „Weltgefühl“ bei Gedichten. Da einige von uns Großstädter waren und nicht beziehungslos zur Umwelt sein wollten, wurde die Stadt und das Intellektuelle als Stoff verbraucht. Man suchte einer fortgeschrittenen Zeit ihre Kunst zu geben — das Wort Kunst in ungeminderter Bedeutung; wir gaben die poetische Seite der rationalen oder technischen Tatsachen, oder vielmehr: wir erlebten diese bewußt als poetische Tatsachen. So ähnlich wird ja eine zeitlich nicht abgelöste Kunst auch heute noch auszusehen haben, wenn nicht die Poesie aus der Zeit verschwinden soll, woran aber zunächst gar nicht zu denken ist. Wir sprachen viel von einer Politisierung des Geistes und der Kunst (neben der Poetisierung des Mechanischen und Intellektuellen.) Hier hatten Kerr und Heinrich Mann aufrufend und gestaltend gewirkt; und beide konnte man auch als neue Ausdrucksdichter und Intellektuelle in Anspruch nehmen. Eine Forderung Kerrs hieß: Der „helle Barde“.

Ich sprach von uns, doch was waren „wir“? Lauter verschiedene Menschen, die in demselben Kaffeehaus verkehrten. Wir saßen durchaus nicht zu scheußlichem Klumpen geballt und diskutierten. Es herrschte viel Distanz zwischen den einzelnen Menschen und Tischen, manchmal etwas wie eine offizielle Stimmung, die Meinungen oder Leistungen wurden genau gewogen, scharf kritisiert, es gab zwar enthusiastische Freundschaften zwischen einzelnen, aber im ganzen waren es verschiedene Leute, noch mit verschiedenen Meinungen, wenn sie Ähnliches sagten. Genauer darzulegen was dennoch das Gemeinsame war und es an Einzelnen zu erhärten, würde ein Buch füllen; und ich wünschte wohl, daß dies Buch geschrieben würde; aber was würde es vermutlich enthalten? Mißverständnisse, Trügerinnerungen wie die meisten derartigen Bücher, Literaturhistorie, ahnungslos und ununterrichtet. — Auf jeden Fall waren wir keine Bohemiens im gemeinen Sinn, wir hatten ein scharfes Verantwortungsgefühl, waren radikal und zentral, wir waren jung und hatten

Hiller war mit Max Brod befreundet, dessen „Schloß Nornepygge“ viele von uns sehr bewegt und bereichert hatte. Brod las im Salon Cassirer, an einem von uns veranstalteten Abend, aus eigenen Werken. Ich hatte die Billettkasse. Brod sagte zu mir: „Ich bitte um einen besonders guten Platz für meinen Freund Werfel“. Der Name war noch unbekannt, ich verstand ihn auch vielleicht nicht, sah den Betreffenden nicht. Monate später fand Brod Gedichte seines Freundes vor; das „Dienstmädchen“ war darunter, der „schöne Mensch“ manches andere Liebgewordene aus dem „Weltfremd“. Ich las dann Verse von Werfel in der „Fackel“. Auch in den „Herderblättern“, die Willy Haas in Prag erscheinen ließ. Es war kaum unsere schlechteste Zeit. Bald lernte ich beide kennen. Natürlich auch im Café. Sie waren verwundert, wie offiziell und „preußisch“ es in unserem Kreise zugeing, wie wichtig wir periphere Bagatellen nahmen, wie wir uns mit allem „auseinandersetzen“. Beschlüsse faßten, Polemik spielten, ohne es zu wissen.

Ich gedenke der außerordentlichen Anregungen, die von Franz Blei und seinen Zeilschriften ausgingen; vom „Hyperion“ vom „Losen Vogel“. Von Wilhelm Herzogs Blättern. Als Kerr den „Pan“ redigierte, forderte er mich telephonisch zu einem Beitrag auf (persönlich lernte ich ihn erst viel später kennen) mit den Worten etwa: „Schreiben Sie, was Ihnen am Herzen liegt.“ Das durften wir damals, sollten wir, wollten wir. Was uns am Herzen lag. Wir äußerten uns direkt.

Erst später wurden wir durch die Atmosphäre des „Öffentlichen“ des „Werks“ der „Karriere“ abgelenkt. Bei manchem war es auch der Wille zur Stabilität im seelischen Sinn, aus dem Labil-Jünglingshaften hinaus.

Eine Leichenrede wollte ich nicht halten; wehmütig wollte ich nicht sein. Auch damals hat mancher von uns schwerste Schmerzen getragen, von Selbstmord bedroht; Privates erlebt, hinter dem das Öffentlichwerden zurücktrat. Und wir hatten ja unzählige Verächter, die uns verletzten — wir waren empfindlich und wußten nicht, wer wir waren oder wurden.

Es ließe sich über alles noch viel mehr sagen, ein Buch, wenn einer das wissen und lesen will. Ich breche hier ab. Ich brach auch damals plötzlich mit dem Café, fuhr nach Heidelberg. Suchte mehr Weite, mehr Festigkeit. Ließ Wichtiges unerledigt.

Was ich hier schrieb, ist auch subjektiv sehr unvollständig. So war es vielleicht nicht. Aber so scheint es heut dreiviertelwegs wahr. Ohne Falsch und Gestaltung.

GSELLIUS BUCHHANDLUNG
ANTIQUARIAT
BERLIN W 8, MOHRENSTRASSE 52
Neu organisiert:
Versand-Abteilung: Schnell / postfrei.
Ankauf von Bibliotheken und einzelnen Büchern von Wert jeder Art zu besten Preisen.